Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1962)

Artikel: Advent

Autor: Schmid, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971683

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Advent

VON MARTIN SCHMID

Jedes Menschenherz, wenn es nicht verarmt, nicht verbittert, nicht trostlos verzweifelt und verloren ist, hat seinen Advent.

Zurücksinnend meine ich heut oft, daß meine ganze frühe Kindheit eine einzige, große Adventzeit gewesen sei. Die Eltern besaßen ein kleines, einsames Wirtshaus weit außerhalb der Stadt. Die schmale Straße zur kantonalen Irrenanstalt führte dran vorüber, war aber werktags unbelebt, da das Quartier noch unbewohnt war. Keine Villa, kein helles Bürgerhaus, keine Scheune, kein Stall, die Menschen oder Tiere bewohnt hätten. Nur eine graue Weintrotte mit riesigem, geschwärztem Holztor und einem kleinen Spinnwebfenster darüber stand als einzige Behausung niedrig und klotzig in der Nähe. Lauschte man gespannt hinein, dann raunte und rauschte es unheimlich; denn böse Geister wohnten darin. Ringsum dehnten sich in weiten Wellen, wohin das Auge schaute, Rebberge mit ihren endlosen Rebzeilen, die in der Ferne zusammenliefen. Da und dort trennte zerbröckelndes, mager übergrüntes Gemäuer die einzelnen Besitzungen; ein weißes Rebhäuschen lugte ins Land; ein paar Haselsträucher kühlten sich im Wind, oder ein Vogelschwarm schwirrte durch ein Vogelbeerbäumchen, daß seine Korallen leise klirrten. Über allem aber standen schwarze Wälder und ragten hohe Felszacken. Tagaus, tagein war es still. Zweimal in der Woche kam der Bäcker aus der Stadt mit seinem Einspänner, reichte der Mutter die warmen Brote, höckte mich spaßend auf den Kutscherbock, und dann ging's im Trab in die Heilanstalt, wo das Brot für die Kranken ausgeladen wurde. Zurückgekehrt lud er mich vor der Haustüre ab, knallte gewaltig mit der Peitsche und fuhr der Stadt zu: trab, trab, kling, kling! Lange lachte der Schall der Pferdeglöckchen über den Weinbergen, bis er leise und geheimnisvoll erlosch.

Selten hatte ich Kamerädlein bei mir; denn das nächste Haus war weit weg. Dann saß ich oft stundenlang vor dem Haus auf hartem Kies, das die zwei krüppeligen Akazienbäumchen vor der Haustüre nicht wollte gedeihen lassen. Neben mir lag Barri, unser treuer Bernhardiner. Ich belud seinen Bauch mit Kies, bis ihm die Last zu unbequem wurde und er, sich wendend, alles abschüttelte und zu neuer Ladung frei machte. Aber manchmal fiel mich die Stille an, die unheimliche Stille und die Angst vor etwas Unerklärlichem. Besonders im Herbst, wenn die Vögel in Scharen davonflogen, die frühen Abende das Zinnober der Weinberge auslöschten, das Laub auf dem Wege raschelte, das Dunkel aus den schwarzen Wäldern trat und nur die hohen Berge noch im erkaltenden Licht standen, legte sich eine ungeheure, geheimnisschwere Erwartung über das ganze Land. Etwas mußte eintreten, was, konnte ich mir nicht erklären. Gut, daß die liebe Mutter mich in die Stube rief. Dann staunte ich durch die kühlen Scheiben in die schwarze Nacht und suchte am Himmel die ersten zaghaften Sterne. Jetzt wurden alle Märchen lebendig. Und die Geschichte vom Kinde, das alle Welt erlösen würde, trat gekrönt aus dem glitzernden Netz der Gestirne. Hör doch! In den Reben: trab, trab, kling, kling! Nein, nicht die Pferdeglöcklein des Bäckers, die Kamelglocken der Weisen aus dem Mohrenland! Hufschlag! Und Rufe der Kameltreiber. Aber die Haustüre ging nicht auf. Das Wunder, das Wunder kam nicht.

Man erzählte und erklärte mir, es sei erst Adventzeit, man müsse brav sein und warten, warten; Weihnachten komme bald, das

Christkind komme bald; das Wunder komme bald. –

Adventlicht erfüllte die kleine Stadt, wenn ich vor Weihnachten mit der Mutter zum Einkauf durfte. Lustig klingelte der kleine Handschlitten hinter mir über den glatten Schnee. Aus dem Werkhof traten die Laternenanzünder, einer, zwei, drei, viele, so deuchte mir, die lange Stange mit dem blauen Flämmchen geschultert, die Gaslampen der sich kreuzenden Straßen und Gassen anzuzünden. Quartier um Quartier blühte märchenschön auf. Und erst all die Schaufenster mit weißen Burgen aus Zuckerzeug, bunten Torten, Kläusen, köstlichem Spielzeug, mit Wunderdingen aller Art. Und der Duft von Birnbrot, Gebäck, Spezereien. Schon eilten Dichtvermummte vorüber, das Tannenbäumlein auf der Achsel, in dessen grüne Nacht der Wind ein paar Schneeflocken wirbelte. Ja, ganz gewiß, etwas Großes würde geschehen, das Wunder würde aus dem Vorhang seines Geheimnisses treten!

Und dann, Freunde? Weihnachten kam mit seiner Lichtfülle, mit Tannenduft, mit Liedern und gewaltigem Glockenbrausen, mit Liebe und Wohltun, mit seiner ganzen Kinderseligkeit. Aber Weihnachten ging wieder. Bald stand das Christbäumchen trostlos geplündert im bösen Winterfrost des leeren Gartens, ein armseliges Spielzeug windzerzauster Finken und Spatzen, mit einem Restchen Engelhaar im gelbenden Gezweige. Die Adventerwartung serbelte dahin wie die Akazienbäumchen vor der Haustüre des Elternhauses. Was man uns alles später in den Religionsstunden erzählte, in den Schulzimmern lehrte, in den Hörsälen dozierte, es wog das frühe Kinderhoffen nicht auf. –

Ein Stern wird aufgehen ... Unvergessen brannte sich mir jene Stelle im Brief eines französischen Studenten ins Herz. Das war im zweiten Weltkrieg. Die Armeen marschierten auf. Die Züge rollten Tag und Nacht. Unser Freund, der mit Tausenden und Tausenden eingerückt war, konnte es nicht begreifen, wollte es nicht begreifen, daß nicht in letzter, in allerletzter Minute das Wunder geschehe, das Grauenvolle zum Stehen komme.

O was alles ging an Krieg und Not, an Krisen, Elend, an Greueln und Entsetzen über die arme Welt seit meiner Kindheit, seit unser aller Kindheit! Wer könnte und dürfte das vergessen? Jeder Freudenbecher hat seither seinen trüben Niederschlag. Die Adventhoffnung glimmte immer schwächer, schwach, schwach zum Erbarmen. Sie flackerte oft ringend im Zugluft kalter Zweifel wie das Döchtlein eines Kerzenstümpchens. Aber sie starb nicht.

Und wieder ist die Adventzeit des Kirchenjahres da. Schau, sie blüht im Herzen wieder auf, da der Lebensbaum sein Laub abwirft, erhält Kraft von früher Kindheit her. Glanz von innen her, Licht vom Uranfang her. Heller werden die vorweihnachtlichen Nächte. Groß steht die Sternenschrift am Himmelsgewölbe. Silbern leuchten die Schneeberge im Geglitzer der Gestirne. Und irgendwo geht ein Singen durch die Welt: «Fürchtet euch nicht. Wer im Advent bleibt, bleibt mit dem Unbegreiflichen und Ewigen verbunden. Ein Stern wird aufgehn ...»